

Notizen eines Kurgastes in Bad Bocklet

Diese Notizen wären ungerecht und undankbar, wenn sie nicht begännen mit einem hohen Lob auf die Bad Bockleter Heilquelle, an der bereits ihr allererster Propagandist und Lobredner den Stahl-Gehalt gerühmt hatte: der Bad Kissinger Badearzt („Physikus“) Johann Adam Stephan in seiner für die Geschichte Bad Bocklets als Heilbad grundlegenden Schrift: „Kurtze und wahrhafte Beschreibung“, gedruckt in Würzburg bei Heinrich Engmann, Hofbuchdrucker, anno 1727. Darin heißt es (S. 74):

„Keines unter allen Metallen ist so zu Erhaltung des menschlichen Leibes und zu Hebung eingewurzelter Krankheiten mächtiger und dienlicher als der Stahl.“

Die damals wiederentdeckte Heilquelle stellt er seinen Lesern sehr anmuthig vor:

„Dieser gesunde Bronn liegt... von dem Dörlein Bocklet... nur etliche Steinwürf in einer annehmlichen Wiesen, welche der Hochfürstlichen Universität angehöret. Die Gelegenheit (= landschaftliche Situation) ist besonders annehmlich; denn er quellet herfür inmitten der grünen Wiesen, durch



Ausschnitt aus dem Titelblatt

welche der bekannte Salz- oder Saale-Fluß gegen Mittag fließet, der nicht nur mit besonders guten Fischen versehen, sondern auch den ganzen Grund – gleich dem Nilo – mit seiner öfteren Überschwemmung fruchtbar machen... Diese grüne Ebene ist mit Berglein und Wäldlein umbgeben und eingeschlossen, so daß das ganze Aussehen gegen Tal und Berge sich einem Kessel nicht gar uneben vergleichen lässt. Allhier bis an Kissingen ist eine besonders gesunde Luft... so daß man billig zweifelt, ob im ganzen Frankenland eine so gesunde Luft anzutreffen; ja ganz gewiß ist es, daß nur (= schon allein) mit Veränderung der Luft hieher viele langwierige Krankheiten zu kurieren.“ (S. 15, 16, 17)

Dieser früheste Lobredner von Bad Bocklet, der in zeitgemäßer höfischer Devotion die Heilquelle zu Ehren des Würzburger Fürstbischofs Christoph Franz v. Hutten (1724–1729) den „Christoph-Bronnen“ oder „Fons Christophorianus“ tauft, ist uns durchaus nicht unbekannt: Zur Landeshuldigung für den nachfolgenden Fürstbischof Friedrich Karl v. Schönborn (1729–1746) im Herbst 1731 ist er anlässlich des Huldigungs-Eidschwurs der Untertanen auf der Burg Aschach als „Poeta medicus“ mit 27 lateinischen Huldigungs-Epigrammen (gegen 200 gute Verse!) hervorgetreten (vgl. Dr. Michel Hofmann, „Barocke Huldigung“, in: „Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst“, 12 Jg., 1960, S. 154 ff., bes. S. 171/173).

Den Kenner der Geschichte muß es allerdings etwas heiter stimmen, daß der wackere und sprachgewandte Physikus Stephan die Wiederentdeckung der Bad Bockleter Heilquelle in Beziehung bringt zu dem gleichzeitigen Fund seltsamer Steingebilde, die sich schnell als nahezu bübische Fälschungen herausstellen, als die „Würzburger Lügensteine“, mit denen der Hofarzt Johann Bartholomäus Adam Beringer hereingelegt wurde. Vgl. „Kurtze und wahrhafte Beschreibung“, S. 8: „So glückselig ist nun unser Frankenland, daß auch ohn-längsten die Fränkische Berge selbstens sich gereget und mit ganz wundersamen, fast von niemand bis anhero gesehenen gebildeten Steinen der ganzen Welt den Antritt dieser höchst gesegneten Regierung wollen bekanntmachen, wie solches allbereit der gelehrten Welt durch ein „Specimen Lithographiae Wirceburgenses“, deren auch noch mehrere vermutlich auf Erforderungsfall folgen därfthen, vor Augen gelegt worden.“ Natürlich konnten die einfallsreichen Schöpfer dieser jeweils zu entdeckenden Steingebilde „im Erforderungsfall“ künstliche „Versteinerungen“ von grotesker Vielgestaltigkeit nachliefern (vgl. dazu den reich bebilderten Aufsatz von Josef Weiß, Die Würzburger Lügensteine, in der Zeitungsbeilage „Die Mainlande“, 12 Jg., 1961, S. 25/27 und 31/32). Der Physikus Stephan findet es viel weniger zu bewundern, wenn die fränkischen Quellgöttinnen, die „Nymphä auch in denen Tälern erwecket... den Schatz ihrer so lang verborgenen unterirdischen Reichtümer haben springen lassen“.

Das Schweigen über Bad Bocklet

Über Bad Bocklet ist gegenwärtig keine den modernen Anforderungen entsprechende Darstellung im Buchhandel erhältlich. Man denke etwa an Kaspar Gartenhofs prächtige Schriften über Bad Brücknau, dessen Fuldische Zeit (1747–1815) und Ludwigszeit (1818–1862) eingehend und sehr glücklich dargestellt worden sind („Mainfränkische Hefte“, Nr. 26 von 1956, und Nr. 34 von 1959). Nicht einmal eine auf wenige Druckseiten beschränkte und wenigstens die wichtigsten Daten bietende Übersicht kann der Kurgast in Bad

Bocklet zur ersten Information erhalten. Wehe ihm, wenn er dabei auch noch von besonders betonten historischen Interessen erfüllt und Fragen an die Vergangenheit seines Kurortes zu stellen gewohnt ist!

Woher ist der Ortsname abzuleiten? Wann und in welcher Form taucht er erstmals auf? Gehörte Bocklet zum Herrschaftsbereich der Grafen von Henneberg? Welche Schicksale waren dem Dorf beschieden? Politische, kirchliche, siedlungs- und flurgeschichtliche Zugehörigkeit? Entwicklung seit dem Ende des Hochstifts Würzburg? Welches Schrifttum älterer und neuerer Art liegt über das Dorf und den Kurbetrieb vor? Wen stellen die vier Sandsteinfiguren des Kurparks dar? Wo bekommt man den Text und die Übersetzung der Inschriftenfeln, die jetzt im Quelltempel angebracht sind, in die Hand? Die „Kunstdenkämäler“ von 1914 nennen nur die Inschrift des Fürstbischofs Karl Philipp v. Greiffenklau (1749–1754), aber ohne darüber ein Wort zu verlieren (S. 76); von der Inschrift des Fürstbischofs Adam Friedrich Graf Seinsheim (1755–1779) steht in den „Kunstdenkämälern“ überhaupt nichts; es wäre erwünscht, die Texte, ihre Übersetzung und auch Grund und Art der daran festzustellenden nachträglichen Schriftveränderungen erfahren zu können.

Wie schön, daß man jetzt aus dem Unterfranken-Heimatbuch von Karl Treutwein lesen kann, die neue – und wirklich hervorragende – katholische Kirche zu Bad Bocklet entstand in den Jahren 1958/59, den Plan lieferte Gustav Heinzmann, die Ausstattung der Maler Curd Lessig und der Goldschmied Ludwig Boßle; es fehlt nur noch der Name des mutigen und kunstsachverständigen Bauherrn, des Kuratus Uhl.

Für neugierige Leser noch einen kleinen Leckerbissen! Die älteste urkundliche Nachricht über Bocklet habe ich aus den „Regesta Boica“ entnommen: Am 29. Oktober des Jahres 1287 macht Bischof Berthold von Würzburg (Berthold v. Sternberg, 1267–1287) dem Nonnenkloster in Frauenroth („Vrownenrode“) zu eigen: sieben Wiesen bei Bocklet („Bokelat“) und drei unter dem Berg zum Hohenrode, am Vorabend von Simonis und Judae. Das ist bis auf weitere Funde der älteste Nachweis und die älteste Namensform.

Über das Alter der Heilquelle von Bad Bocklet

Die Mineralquelle wurde i. J. 1724 durch Pfarrer Georg Schöppner von Aschach neu-entdeckt und i. J. 1725 unter Fürstbischof Christoph Franz von Hutten von Balthasar Neumann gefäßt. So steht es in den „Kunstdenkämälern Unterfranken“, Heft 10, Kissingen, 1914, S. 78 (unter Berufung auf Werner, Bad Bocklet, Kissingen 1902, S. 12).

Der Physikus Johann Adam Stephan („Kurtze und wahrhafte Beschreibung“ von 1727) führt dazu aus:

Die Sünde und die Laster der Menschen bewegen zweifellos die göttliche Güte, daß sie den undankbaren Menschen ihre Gaben entzieht. Genau so „mag es etwa hergegangen sein mit unserm Bronnen“ (Heilquelle Bad Bocklet), dessen Heilkraft sich bereits in den ersten Jahren nach der Wieder-Entdeckung durch Schöppner gezeigt habe; das müsse man auch „aus seinem übergebliebenen Bauwerk abnehmen, daß er schon einmal mit großen Kosten gefasset worden“ (S. 14); es seien also zu Pfarrer Schöppners Zeiten noch die von einer früheren Quellfassung übriggebliebenen Reste zu sehen gewesen. Stephan nimmt an, der Heilbrunnen sei „in das Abwesen gekommen“, als die ganze Gegend vom schädlichen Krieg verhehrt worden, also im Dreißigjährigen Krieg.

rigeren Krieg, vor dem also die Heilquelle bereits bekannt und gefaßt gewesen sein müsse. Denn die Absicht eines Feindes, der das Land nicht für die Dauer beanspruchen könne, sei es, das Gebiet so zuzurichten, daß es seinem rechtmäßigen Herrn hinfür nichts oder wenig eintrage. „Eben darumb wird dieser Bronn damals zugedecket worden sein, damit dieses so kostbaren Wassers die treuen Franken beraubet würden“ (S. 14/15).

Demnach wäre also die Heilquelle bereits um das Jahr 1600 bekannt gewesen und gebraucht worden, sei aber während des Dreißigjährigen Kriegs zugeschüttet worden, worunter man also nur einen Akt feindlicher „destruction“, ein Unternehmen der „verbrannten Erde“ zu erblicken habe.

Damit würde also die Geschichte der Heilquelle um mindestens 100 Jahre in die Vergangenheit zurückdatiert.

Eine Bad Bockleter Stein-Urkunde von 1540

Mit kurgastlicher Gemälichkeit dahinschlendernd durch den bergigen Teil des Dorfes Bad Bocklet unterhalb des Bereichs der alten Kirche, halte ich überrascht inne, als ich am Haus Nr. 44 (Gregor Grünewald) eine Stein-Inscription sehe, von der ich in den „Kunstdenkmalern“ (1914) noch nichts gelesen habe. Ist sie den Inventarisaatoren von 1914 nicht als ein der Aufnahme würdiges Kunstdenkmal erschienen, wie ja die frühere Zeit in diesem Punkt strenger dachte? Aber wenn man schon das an der Sakristei eingefügte „Fragment eines Kindergrabsteins von 1613“ zu vermerken nicht verschmähte (Kunstdenkämler Unterfranken, Heft 10, S. 76), dann hätte auch diese anspruchslose Grabtafel eine Zeile im Kunstdenkmalerband verdient. Wahrscheinlich aber befand sich der Grabstein im Jahr der Inventarisierung noch nicht an seiner jetzigen Stelle. Das bestätigt auch auf meine Frage der Hauseigentümer, Herr Gregor Grünewald, der sich genau erinnert, daß der Inschriftenstein kurz nach 1914 im Anwesen gefunden und an der Außenwand eingemauert wurde.

Wie sieht der Stein aus? Eine ländlich derbe Darstellung des Gekreuzigten teilt die in altägyptischen Großbuchstaben gehaltene Inschrift:

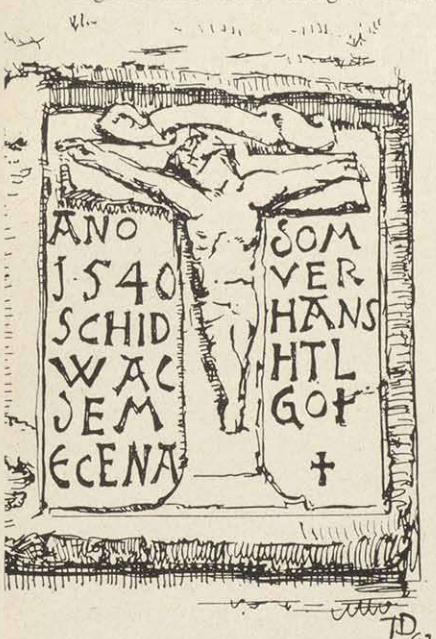
AN(N)O // DOM(MIND)
1540 // VER
SCHID // HANS
WAC // HTL
DEM // GOT
GENA // T

Also:

„Anno Domini 1540 verschied Hans Wachtel, dem Gott genade!“

Der Familienname Wachtel oder Wachtel ist übrigens derzeit in Bad Bocklet nicht mehr vertreten.

Da das Beerdigungsrecht („jus sepulturae“) in der Regel den Pfarrkirchen vorbehalten war, habe ich den Stein zunächst



als Hinweis auf damalige Pfarr-Rechte von Bocklet angesehen. Das nötige zu einer Klärung der Pfarr-Geschichte. Zu welcher Pfarrei gehörte Bocklet?

Der Realschematismus der Diözese, im Auftrag des bischöflichen Ordinariats erstellt von Dr. August Amrhein (Würzburg 1897), bezeichnet Bocklet S. 169 als Filialort von Aschach; die Bockleter alte Kirche sei unter Fürstbischof Julius Echter erbaut und durch den Weihbischof Euchar Sang vor dem Jahr 1620 konsekriert worden.

Genaueres ist dem Aufsatz von Dr. Alfred Wendehorst über das Archidiakonat Münerstadt am Ende des Mittelalters zu entnehmen (Würzburger Diözesangeschichtsblätter, 23 Jg., 1961, S. 19). Demnach gehörte Bocklet ursprünglich zur Mutterpfarrei (Markt-) Steinach an der Saale; die Bockleter Kirche stammte aus dem 16. Jahrhundert und hatte den hl. Mauritius zum Patron..

War Bocklet nicht tatsächlich früher selber Pfarrei? Man könnte es vermuten. Denn es wird bereits i. J. 1372 als Pfarrei bezeichnet: Papst Gregor IX. lässt den Ludwig v. Waltershausen gegen Aufgabe der Pfarrkirche zu Bocklet ... in die Pfarrkirche Kleinnochsenfurt... einführen (1372 Nov. 12). So steht es gedruckt in den „Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg“, Bd. I., bearbeitet von Wilhelm Engel, 1948, S. 311, Nr. 2106. Was ist von dieser Nachricht zu halten? Sie steht allein und durch keine andere Quelle bestätigt in vatikanischen Aufschreibungen. Gustav Schmidt und Paul Kehr haben die Nachricht unter Nr. 1067 im Rahmen der „Päpstlichen Urkunden und Regesten aus den Jahren 1353–1378“ vermittelt (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzenden Gebiete, herausgegeben von der Historischen Kommission der Provinz Sachsen, Bd. XXII, Halle 1889); mangels jeder anderen Stütze dürfte diese Erwähnung von Bocklet als Pfarrei auf einer in den vatikanischen Schreibstuben ohne weiteres möglichen Verwechslung beruhen und – gemäß dem Urteil der Kenner des vatikanischen Kanzleiwerks – nicht weiter ins Gewicht fallen. Bocklet war demnach im Jahre 1540 keine eigene Pfarrei, muß aber das Begräbnisrecht gehabt haben.

Als wichtige Urkunde zur Ortsgeschichte möchte ich den Grabstein von 1540 selbstverständlich durchaus nicht etwa zum Tod verurteilen. Er ist eine eindrucksvolle Urkunde aus Stein, einer der spärlichen Überreste aus der alten Zeit. Wenn er schon seinen gegenwärtigen Platz am Haus Nr. 44 nicht beibehalten sollte, verdiene er es unbedingt, an der Sakristei der alten Bockleter Kirche pietätig eingemauert zu werden, was auch Herr Kuratus Uhl befürwortet. Ein Bauernhaus ist auf die Dauer keine Friedhofs-Filiale und kein Grabschriften-Museum. Der Familie Grünewald gebührt Dank, daß sie den Inschriftenstein gerettet und bisher „treuhänderisch“ verwaltet hat.

Vom altfränkischen Fachwerk und Fach-Flechtwerk

Der malerische Reiz der fränkischen Fachwerk-Bauweise ist allbekannt und wurde lange Zeit gewürdigt, wenn man von den Zwischenzeiten absieht, die glatte Wandflächen bevorzugten und das Fachwerk unter Putz verschwinden ließen, von dem es dann gewandelte Geschmacksrichtungen wieder zu befreien versuchten, in Zeiten der Freilegungen, die oft zu grundsätzlich und zu gründlich arbeiteten, so daß sich manche Fachwerkbauten ohne Schmuck-Charakter jetzt „wiederfreigelegt“ und durch viele Beilhiebe „angematzt“ darbieten. Über diese Probleme soll an dieser Stelle die Rede gar nicht sein, wo es sich vorzugsweise nur um die Ausfüllung der „Gefache“ handelt.

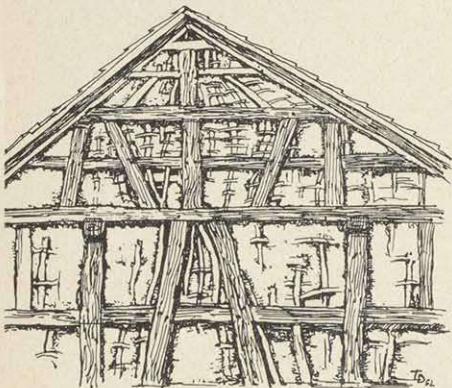
Es ist deshalb hier zunächst nur eine Klärung der Fachwerk-Fachausdrücke zu versuchen, damit wir uns besser verstehen. Der Fachwerkbau entsteht durch Verbindung senkrechter, waagerechter und schräggestellter Holzbauteile zu einem festgefügten konstruktiven Gerüstgebilde. Dabei heißen die waagerechten durchgehenden Balken „Schwellen“, wenn sie den unteren Abschluß des Gefüges bilden; „Rahmhölzer“ oder „Rahmen“ („Rähm“) als oberer Abschluß des Gefüges; „Pfosten“ oder „Ständer“ die senkrecht stehenden Balken; „Streben“ die schräg gestellten Balken; dazu kommen noch die nicht durchgehenden waagerechten Balkenteile, die „Riegel“, vor allem die als

obere oder untere Begrenzung der Fenster dienenden „Fensterriegel“. Zu den wichtigen Elementen der Fachwerkbauweise zählen auch die z. B. über dem „Rahmen“ des Untergeschosses und unterhalb der „Schwelle“ des Obergeschosses entweder sichtbaren oder durch „Füllhölzer“ oder „Simsbretter“ verdeckten Balkenköpfen.

Die von diesem Balkengefüge umschlossenen Flächen, soweit nicht als Türen oder Fenster dienend, sind die für den Verputz bestimmten Flächen, die sogenannten „Gefache“, die in alter Art durch Flechtwerk unter Lehmschutz, in neuerer Art durch Bruchstein- oder Backstein-Mauerwerk ausgefüllt sind. Erst dadurch ist ja das Fachwerkhaus ein gegen unbefugtes Eindringen geschlossenes Gebilde.

Das Flechtwerk der Gefache ist in Oberfranken vielfach von korbstiger Dichte und Regelmäßigkeit, z. B. an den wenigen noch erhaltenen älteren Scheunen in der „Fischergasse“ zu Waischenfeld in der Fränkischen Schweiz. In Unterfranken scheint eine weniger dichte, aber stabilere und widerstandsfähigere Art der Verflechtung vorzuerrschen, die ich gerade in der Gegend von Bad Bocklet mehrfach festgestellt habe. Senkrecht werden hier noch grüne, also nicht trocken und steif gewordene, an beiden Enden gespitzte Aststücke in die Riegel und Schwellen eingefügt, mit schwächeren Aststücken dauerhaft untereinander verflochten und dann beiderseits in einen festen Lehmverband eingelegt, der zugleich vor Verwitterung der Holzteile schützt.

Ich habe gerade in Bad Bocklet – meist gegen den Willen der Eigentümer – solche bereits teilweise in Verfall befindliche Wände fotografiert, weil sie die hier früher übliche Art der Gefach-Ausfüllung



sehr instruktiv wiedergeben. Die Eigentümer, im vorliegenden Fall die Eigentümer der zu Haus-Nr. 62 gehörigen Scheune, bitte ich um Verzeihung, wenn ich diese Trophäe meiner heimatkundlichen Sammelarbeit hier abbilde, um die Konstruktion zu erläutern.

Über die Fachwerkbauten im allgemeinen vgl. die Ausführungen von Conrad Scherzer in „Franken II“ (Nürnberg 1959), S. 191 ff., bes. S. 197.

Baudenkmäler in Hohn an der Saale

Die „Kunstdenkmäler“ schweigen sich über das stille Dorf Hohn an der Saale vollkommen aus; gemäß den im Jahr 1914 maßgeblichen Grundsätzen bot das Dorf nichts, was der Inventarisation wert gewesen wäre. Seit inzwischen das Unternehmen des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege eindringlicher und umfassender geworden ist, seit es in den „Kurzinventaren“, wie sie für Kulmbach, Bayreuth, Hof und andere Kreise bereits erschienen sind oder vorbereitet werden, zur Erfassung auch der kleineren Denkmäler übergegangen ist, würde das Dorf Hohn an der Saale nicht mehr leer ausgehen.

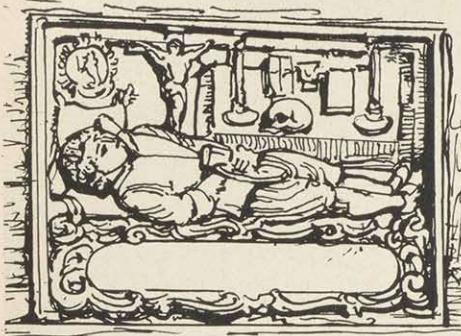
Deshalb seien von dort vorgemerkt: das originelle Gemeindebrunnenhaus und die schönsten Fachwerkhäuser.

Der uralte Gemeindebrunnen, der in den Zeiten der Hauswasserleitungen noch etwas von dem gemeinschaftsverbindenden Wesen der alten Brunnen bewahrt und dazu etwas von der Poesie der früheren Brunnenanlagen, war für mich ungewohnt. Unterhalb des Dorfes zur rechten Hand, wo man von der Saalebrücke her die letzte Strecke zu den ersten Häusern hinaufschreitet, steht ein auffälliges Bauwerk, eine wohlüberdachte ausgemauerte Zisterne für die Speicherung des Quellwassers und anschließend ein Trog für die Viehtränke. Im Brunnenhaus wird das Trinkwasser mit einem Eimer geschöpft und in Butten nach alter Art in die Häuser getragen, von denen nur wenige eigene Quellen mit Pumpen besitzen. Am Tränktrog werden in der guten Jahreszeit die Kühe getränkt, denen allerdings im Winter das Naß mühselig ins Haus geliefert werden muß. Das Brunnenhaus für Mensch und Vieh in Hohn ist noch heute von großer Bedeutung.

Das Dorf hat drei Fachwerkhäuser von besonderer Schönheit, die der Aufnahme in die Kunstdenkmäler-Inventarisation ohne weiteres würdig wären: Haus-Nr. 3 (Landwirt Emil Schmitt), Haus-Nr. 4 (Landwirt und Wagner Alfred Schmitt), Haus-Nr. 16 (Edgar Limpert).

Unter diesen ist das erstgenannte ein i. J. 1669 erbautes Giebelhaus, mit dem Schmuckmotiv des „Wilden Mannes“ und einer Heiligenfigur an der Ecke des Obergeschosses, einer gründlichen Wiederherstellung würdig, für die auch Zuschüsse aus öffentlicher Hand erwünscht wären, um wichtige Akzente des Dorfbildes zu erhalten. Das zweitgenannte ist ebenfalls ein Giebelhaus mit sehr dekorativen Elementen („Malkreuze“ verschiedener Spielarten) und einer guten Schnitzfigur an der Ecke des Obergeschosses; das Haus hat vor kurzem eine sehr gelungene Wiederherstellung erfahren und glänzt in frischer Pracht; erbaut ist es i. J. 1662. Das reichste ist Haus-Nr. 16 aus dem Jahre 1618; hier sind sowohl die Schmuckformen an der Giebelseite („Malkreuze“, Rosette) wie auch die Nebenbauten (Stall) hervorzuheben.

Für bereitwillige Auskünfte habe ich hier Herrn Oberlehrer Franz Buschbacher, Leiter der Volksschule in Hohn, besonders zu danken. Es ist außer-



ordentlich wichtig und verdienstlich, wenn sich die Lehrerschaft aufklärend und aufmunternd für die Pflege der dörflichen Besonderheiten einsetzt.

„*Vanitas vanitatum*“ = Eitelkeit der Eitelkeiten

Das originellste und lebendigste Grabmal der kath. Pfarrkirche zu Aschach ist das des fürstbischoflich-würzburgischen Kellers (= Außenbeamten der Landesverwaltung in Weinländern, dem in Getreideländern der „Kastner“ entspricht) Hilarius Preschel, der im Alter von 51 Jahren starb. Das Epitaph ist aus Sandstein, querrechtig, nahezu 90 cm hoch und 160 cm breit, über der Südtür der Pfarrkirche eingemauert. In der Tracht des 17. Jahrhunderts zeigt es den Toten auf der Bahre. Seine Augenpartie scheint durch eine Binde verhüllt, er trägt ein ärmelloses Wams, Stulphandschuhe, Pumphosen, Strümpfe und Halbschuhe. Der Kopf ruht auf einem Kissen. Die Hände halten den Rosenkranz. Oberhalb des Kopfes ist das Wappen des Toten sichtbar, über der Brust ein Standkreuz. Neben der Bahre auf einem kleineren Tisch mit nicht ganz glatt gebügelter Decke stehen zwei brennende Kerzen in Leuchtern, dabei findet sich ein Gebetbuch, ein Weihwasserbecken, ein Stundenglas und ein Totenkopf, lauter eindringliche Hinweise auf die Hinfälligkeit des irdischen Lebens, auf die „Vanitas“, wie sie nicht nur hier an der Bahre eines ländlichen fürstlichen Verwaltungsbeamten auftreten, sondern – betont seit dem Erlebnis des Dreißigjährigen Krieges – auch in zahllosen Bildern und Gemälden, im Volks- und Kirchenlied, in der Barocken Dichtung überhaupt.

Die Inschrift sagt: Cellarius fui, obii anno 1675 die 27 Martii aetatis 51 (= Keller war ich, ich starb im Jahr 1675 am 27. März im Alter von 51 Jahren).

Auf „Die Kunstdenkmäler... Unterfranken“, Heft 10, Bez. Kissingen (München 1914), S. 40, sei hingewiesen.

Hinterlassenschaft ferner und naher Vergangenheit in Steinach

Nach dem Markt Steinach an der Saale führte mich der Wanderweg an einem späten Septembertag mit lichtblau rauchenden Kartoffelfeuern, mit dem bukolischen Bild herbstlich weidender Kühe und der dunkel drohenden Rhönberge.

Ich sah das alte Schlößchen der Herren von Diemar, erbaut 1707, mit der unlesbar hoch am Turm angebrachten wappengeschrückten Steininschrift, und das verwitterte Epitaph oberhalb an der Straße, das wunderbare Kruzifix Riemenschneiders, urkundlich als Werk des Meisters und des Jahres 1516 beglaubigt; die viel zu denken gebende Inschrift „*Inter sanctos*“ (= Unter den Heiligen) an der Friedhofskapelle; die in den „Kunstdenkmalen“ nicht erwähnte Inschriftentafel der Zeit Julius Echters an der Pfarrkirche und eben dort den gleichfalls noch nicht in den „Kunstdenkmalen“ vertretenen Grabstein eines namenlosen Pfarrherrn im vollen Ornat mit Meßgewand, Manipel und Stola, mit einem mächtigen Birett, mit dem Meßkelch vor der Brust, die Züge etwas verwischt von den Schritten, die über diese früher in den Boden eingelassene Reliefplatte gingen. Und stand dann lang vor der modernen Inschrift, die meldet, hier sei am 6., 7. und 8. April 1945 der Krieg eingebrochen, habe über 60 Häuser zerstört und für neun Einwohner und dreizehn Soldaten den Tod gebracht... An der Friedhofskapelle steht: „*Inter Sanctos!*“

Mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers dem Jahrbuch Band V/1962 des Heimatpflegers von Unterfranken entnommen.

Brückenau, ein Liebeshof der Biedermeierzeit

Bad Brückenau hat in Kaspar Gartenhof † einen Autor gefunden, der die Höhepunkte des Bades unter den Fuldaer Fürstäben und dem Wittelbacher Ludwig I. umfassend bearbeitete. In zwei Mainfränkischen Heften liegen die Monographien vor: Bad Brückenau in fuldischer Zeit (1747 – 1815), Heft 26, Würzburg 1956 und Bad Brückenau in der Ludwigszeit, Heft 34, Würzburg 1959.

Es soll hier nicht der Versuch unternommen werden, Gartenhofs Ergebnisse auszuschreiben. Vielmehr ist es Absicht, zwanglos einige Lesefrüchte mitzuteilen, die das von Gartenhof erarbeitete Bild noch etwas farbiger aufstrahlen lassen.

Wer Bad Brückenau hört, denkt sofort an Kronprinz Ludwig, der hier wiederholt mit seiner Gemahlin abstieg, damit sie sich von den Folgen mancher Geburten erholen sollte. Doch auch als König hielt Ludwig I. dem Bad die Treue, 1847 traf er sich sogar mit Lola Montez fernab von München in der Rhön. Der berühmte schriftstellernde Badearzt Felix Schlagintweit, der 1898 im „Löwen“ zu Brückenau seine Praxis eröffnete, weiß dazu in seinem Buch „Verliebtes Leben“ zu berichten: „Es war das ehemalige Häuschen der Lola Montez. Außer der Tradition fand ich bald einen Beweis dafür. Ich entdeckte eines Tages, daß in einer der kleinen viereckigen Scheiben der Fenster mit dem Diamantring zwei Namen eingekritzelt waren. Nicht etwa Ludwig und Lola – nein! Louis – Lolita stand da zu lesen, wie sich die Liebenden ansprachen.“